

Und dann kam Gott

Wie Carolin George den Weg in die Kirche fand und warum sie sich mit 42 Jahren konfirmieren ließ

VON CAROLIN GEORGE

Lüneburg. Kirche? Das war für Carolin George über dreißig Jahre lang ein hohes Gebäude mit einem Turm, drinnen taten die Besucher Dinge, die sie nicht wirklich verstand und die ihr eher Angst einjagten, und sie sprachen über Angelegenheiten, die für sie ohne Belang waren. „Ich war 30 Jahre lang komplett anti“, sagt die Lüneburger Journalistin und Autorin. Bis ein Auftrag für ein Buch sie in Kirchen und Kapellen führte. Hier schildert sie ihren Wandel:

Wenn mir jemand vor zehn Jahren gesagt hätte, dass ich eines Tages traurig sein werde, wenn ich sonntags verschlafe und deshalb den Gottesdienst verpasse: Dann hätte ich gedacht, dass jeder Mensch seine eigene Fantasie haben darf. Die Vorstellung, einen Gottesdienst zu besuchen, hatte in meinem Leben in etwa so viel Platz wie Tulpen im Oktober.

Der Besuch einer Dorfkirche, der alles veränderte

Gott brauchte ich schließlich nicht. Das dachte ich ungefähr 30 Jahre lang. Mit diesem „Herrn Gott“, der mir vorgestellt worden war als Kind und als Jugendliche, hatte ich nichts anfangen können. Er blieb mir fremd, ich fand nichts Sympathisches an ihm. Und den Pastor bei uns in der Hamburger Stadtteilgemeinde mochte ich auch nicht. Keine guten Voraussetzungen also für Gott und mich. Ich hatte keinen Bedarf und keinen Bezug. Es gab nichts, was ich bei ihm suchte, und nichts, was mich hätte zu ihm führen können.

Bis ich mich eines Tages, auf einem hellgrau lackierten Stuhl sitzend, in einer alten Dorfkapelle aus Back- und Feldsteinen wiederfand und spürte, wie mir warme Tränen über die Wangen liefen. Die Tränen waren gekommen, einfach so. Ohne dass ich wusste, wie traurig ich eigentlich bin. Und worüber.



Carolin George vor der Tür der St.-Johannis-Kirche in Lüneburg, ihrer Konfirmationskirche. Foto: Berit Neß

Das hat mich schockiert, denn Tränen war ich nicht gewohnt. Ich hatte sie jahrelang nicht zugelassen. Weinen? Das konnte ich gar nicht. Ich erschrak, was da geschah in dieser kleinen Kirche, es war St. Nikolai in Artlenburg. Ein wenig unheimlich war es mir auch. Doch ich spürte, dass es anders war als alles, was ich bisher kannte, was da passierte.

Als ich den ersten Schreck verdaut hatte, wurde ich neugierig. Ich begann auszuprobieren, was da wohl noch so geht, in diesen für mich neuen Räumen.

Und das war viel – auch wenn ich das meiste, was ich später in Kirchen erleben werden sollte, vorher nie bewusst vermisst hatte.

Entspannung im Gottesdienst statt beim Yoga

Ich fing sogar an, die neuen Gefühle zu genießen, die mir in der kleinen Dorfkapelle einen so großen Schrecken eingejagt hatten. Denn ich merkte, dass sie mir guttun. Dass es gut ist, wenn die Gefühle einmal stärker sein dürfen als der Verstand. Dass es guttun kann, sich traurig und schwach zu zeigen, anstatt im-

mer fröhlich und stark.

Keine Sorge, mich traf nicht der Blitz. Und ich springe auch nicht permanent beseelt-schwingenden Schrittes durch das Leben, seit ich gern in den Gottesdienst gehe. Aber ich habe etwas gefunden, das mich so gelassen macht wie noch nie in meinem Leben. Das mich frei macht, stärkt und sichert. Das mich lieben, wagen und vergeben lässt. Das mir Hoffnung schenkt, Trost und Mut. Und das mir das Vertrauen gibt, meiner Intuition zu folgen. Das alles kann ich zwar nicht zu jeder Zeit und an jedem

Ort scheinbar beliebig abrufen. Aber es schenkt mir eine Ruhe, die ich bisher nie kannte.

Der Gottesdienst räumt meinen Geist auf und kräftigt meine Seele. Allein das ruhige Dasitzen ohne irgendetwas tun zu müssen, ist eine Wohltat nach einer Woche voller Termine, Gespräche, Fragen und Entscheidungen. Ein wenig zuhören, ein wenig abschweifen, ein wenig zuhören, ein wenig abschweifen. Durch das, was ich dort höre, komme ich auf andere Gedanken als von montags bis samstags. Und ich kann das, was mich seit Montag oder auch seit Monaten beschäftigt, einmal ganz in Ruhe durchdenken – ich sitze schließlich nicht in einer Vorlesung, sondern nehme mir die Freiheit, mit meiner Aufmerksamkeit nicht immer voll dort zu sein, was gerade vorne passiert. Manchmal denke ich: Gottesdienst ist mein Yoga. Dabei hatte ich doch als Kind beschlossen, nie wieder eine Kirche betreten zu wollen. Ich hatte dort etwas erlebt, das ich so unangenehm fand, dass ich eine schnelle, eindeutige Entscheidung traf: Eine einzige Situation reichte, und ich war weg.

Hände falten – wozu das denn?

Ich sollte nämlich etwas tun, obwohl ich das nicht wollte. Und ich mochte es noch nie, wenn mir jemand sagt, was ich tun soll – es sei denn, ich selbst will das auch. Die Überschreitung meines Tanzbereichs bestand in einer ganz einfachen Sache: Ich sollte zum Beten die Hände falten. Ich wusste nicht, was das bedeutet, beten, ich wollte meine Hände nicht falten, und ich wollte auch nicht betreten nach unten blicken wie all die anderen um mich herum. Der Pastor aber bestand darauf. Einfach so. Ohne Erklärung, ohne Nachfrage. Und ich wusste: Da will ich nie wieder hin.

Eine Christin in meinem Alter hat mir einmal erzählt, dass sie ganz lange dachte, sie müsse in ihrem Leben doch wohl auch mal ohne Gott klarkommen. Es ohne Gott schaffen. Ich selbst hatte das 30 Jahre lang geschafft. Es war verdammt anstrengend.

► „Und dann kam Gott – Warum ich Glaube nie brauchte und mich mit 42 konfirmieren ließ“. Brunnen Verlag, 192 Seiten, 17 Euro